Berthold Langenfeld, Predigt in der Kapelle des Heinrich-Hauses, 04.12.2016

Zweiter Adventssonntag

1. Lesung: Jes 11,1–10

2. Lesung: Röm 15,4–9

Evangelium: Mt 3,1–12

Die Lage war aussichtslos. Schrecklich aussichtslos. Schon 200 Jahre zuvor war das Königreich Israel, das einst so stolze Reich der großen Könige David und Salomo, auseinandergefallen in zwei Teile: Der nördliche Teil hieß weiterhin Israel – der südliche fortan Juda mit der Hauptstadt Jerusalem.

Jetzt – gegen Ende des achten Jahrhunderts v. Chr. – war das Nordreich ausgelöscht worden, die Bevölkerung verschleppt und irgendwo in fernen Gebieten des assyrischen Großreichs neu angesiedelt.

Dann, 135 Jahre später, das gleiche Schicksal für Juda: Jerusalem wurde dem Erdboden gleich gemacht, der Tempel Salomos ausgeraubt und niedergebrannt, die gebildete Schicht der Bevölkerung verschleppt ins ferne Babylon, Metropole der *neuen* Supermacht; die arme Bevölkerung blieb zurück zwischen Ruinen. Israel war endgültig von der Landkarte ausradiert. Die Lage war aussichtslos. Schrecklich aussichtslos. „An den Strömen von Babylon saßen wir und weinten, wenn wir an Zion dachten“, klagt der Psalm 137.“

Zweifel kamen auf an der Stärke und Treue des Allmächtigen: Wie konnte er das alles zulassen? Verlockend attraktiv dagegen die Götter Babylons, die der Großmacht ihre Siege beschert hatten, ihre Herrschaft und ihren prunkvollen Reichtum.

Doch da waren auch die großen Propheten Israels, die dafür kämpften, dass das Gedächtnis ihres Gottes, das Gedächtnis seines Namens und seiner großen Befreiungstaten, nicht verdunstete in dieser goldglänzenden Götterwelt. Sie, die Propheten, erhoben ihre Stimme und verkündeten mitten in die Aussichtslosigkeit Israels hinein Worte der Verheißung: unerschütterliche Hoffnung auf kommendes Heil, die sich nährt aus den Wurzeln der Erinnerung: Gott wird seine Menschen nicht vergessen!

Vor allem der Prophet Jesaja ruft das immer wieder ins Gedächtnis:
„Zion sagt: Der Herr hat mich verlassen, / Gott hat mich vergessen.
Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, / eine Mutter ihren leiblichen Sohn?
Und selbst wenn sie ihn vergessen würde: / ich vergesse dich nicht.
Sieh her: Ich habe dich eingezeichnet in meine Hände / … / So wahr ich lebe – Spruch des Herrn.“
(Jes 49,15–16a)

In unserer ersten Lesung vergleicht Jesaja das untergegangene Israel mit einem gefällten Baum, von dem nur noch ein Stumpf übrig geblieben ist: der „Baumstumpf Isais“, wie er sagt (Isai war ja der Vater Davids gewesen). Doch aus den Wurzeln des gefällten Baums wird Gott einen jungen Trieb wachsen lassen, der Frucht bringt.

Und dieser Spross aus der Wurzel Isais wird ganz anders sein als die bisherigen Könige, die aus Macht- und Habsucht Israel in den Ruin getrieben hatten. Seine Frucht wird ein Reich des Friedens sein, wie man es sich schöner kaum ausmalen kann, weil es das Königtum Gottes selbst sein wird:

Wolf und Lamm leben zusammen, Panther und Böcklein, Kalb und Löwe. Selbst die Schlange, deren Verführungskunst laut Schöpfungserzählung den Menschen den Verlust des Paradieses eingebrockt hatte, wird dieses Paradies nicht mehr stören und dem Säugling nichts zuleide tun. *(Jes 11,6–8)*

Solche Texte wie diesen aus dem Jesaja-Buch lesen wir im Advent, weil wir Christen in dem verheißenen Spross aus der Wurzel Isais – aus der „Wurzel Jesse“, wie wir auch sagen – den Messias Jesus erkennen: Jesus von Nazareth, den uns die Erzählungen von seiner Geburt als „Sohn Davids“ vorstellen – geboren in Bethlehem, der Stadt Davids und seines Vaters Isai.

Solche Texte lesen wir im Advent, um uns gerade in dieser besonderen Zeit des Jahres immer wieder zu vergewissern, dass wir in ihm, dem Messias Jesus, unseren *Grund* zur Hoffnung finden, weil mit

seiner Geburt das Königtum Gottes selbst in unsere Welt gekommen ist, das er uns später als das „Reich Gottes“ verkünden wird. Das ist unser Glaube.

So sind die prophetischen Verheißungen des Ersten Testaments also auch uns gesagt, also auch in unsere Zeit hinein gesprochen, in eine Zeit, da unsere Welt heillos zerrissen ist: Krisen, Kriege, Terror; Verfolgung und Flucht; Verarmung und Verelendung, wo man hinschaut.

In unserem Land – und mehr noch rings um uns her – scheint sich alle Solidarität in Luft aufzulösen; An ihrer Stelle blüht überall nationaler Egoismus auf und wuchert wie ein Krebsgeschwür.

Wenn damals die Juden im Exil fürchteten, in der Fremde ihre religiösen und kulturellen Wurzeln zu vergessen, so ist es bei uns umgekehrt: Hier grassiert die Angst, dass die Fremden, die zu uns kommen, unsere kulturelle Identität zerstören und unser ach so christliches Abendland überfremden.

Rechtspopulistische Heilsversprecher, die diese Angst schüren, profitieren davon und gewinnen zusehends Oberwasser. Europa droht auseinanderzufallen. Interkontinentale Beziehungen bröckeln.

Düstere Zeiten. Und immer mehr Menschen fallen den globalen Entwicklungen zum Opfer. Doch gerade ihnen, Menschen und Völkern, „die im Dunkeln leben“, verspricht adventliche Prophetie „ein großes Licht“.

„Macht die erschlafften Hände wieder stark / und die wankenden Knie wieder fest!“,
sagt ebenfalls Jesaja: „Sagt den Verzagten: / Habt Mut, fürchtet euch nicht!
Seht, hier ist euer Gott! / … / Er selbst wird kommen und euch erretten.“ *(Jes 35,3–4)*

Sollten solche Hoffnungsbotschaften heute ihre prophetische Kraft verloren haben? Oder sollten sie gerade heute uns wachrütteln und davor bewahren, dass wir resignieren, dass wir kapitulieren vor all den düsteren Zukunftsaussichten?

Die prophetisch-adventlichen Zurufe können uns befreien von der erdrückenden Faktenlage. Wir müssen unsere Welt gar nicht selber retten. Wir können es ja auch nicht. Was wir aber tun können, ist: Gott zuzutrauen, dass er uns nicht vergisst, dass er selbst in unsere Welt kommt, sie zu retten; dass er selbst in unsere Welt kommt, um sein Reich des Friedens und der geschwisterlichen Gerechtigkeit aufzurichten.

Wenn wir glauben, dass Gott in der Geburt Jesu seinen Gesalbten, seinen Messias, seinen Christus in unsere Welt gesandt hat, dann dürfen wir auch auf das Heil hoffen, das die prophetische Verheißung mit seiner Ankunft kommen sieht. Jesaja sagt ja nicht: Die Welt *könnte* friedlich sein, *wenn*…

Nein, er sagt: Die Welt *wird* voller Frieden sein, *weil* Gott selbst kommen wird, um uns zu retten. Dann wird der Mensch nicht mehr des Menschen Wolf sein, sondern Wolf und Lamm leben zusammen. Dann geschieht, was wir bei Jesaja gehört haben:

„Man tut nichts Böses mehr / und begeht kein Verbrechen / …
denn das Land ist erfüllt von der Erkenntnis des Herrn, / so wie das Meer mit Wasser gefüllt ist.“
(Jes 11,9)

Mit solchen Verheißungen im Rücken und so gewappnet gegen die Gefahr der Resignation, können wir getrost in die Zukunft schauen – und dann auch schließlich die Kraft und Zuversicht gewinnen, um unseren eigenen bescheidenen Beitrag zu leisten, ohne den auch Gott unsere Welt nicht retten wird.

Dann müssen wir nicht ängstlich die Schotten dicht machen, Grenzzäune bauen und Obergrenzen ziehen für Menschen, die Zuflucht suchen. Sondern wir können – befreit von Angst – mit offenem und weitem Herzen in die Tat umsetzen, dass gerade erst in der Solidarität unsere Gesellschaft das Attribut „christlich“ verdienen würde: in der Solidarität mit Hungernden und Dürstenden, mit Fremden und Heimatlosen.

Wer glaubt, unser Abendland sei allein deshalb schon „christlich“, weil es in der Vergangenheit vom Volkskirchentum geprägt war, der verhält sich wie die Pharisäer und Sadduzäer, im Evangelium, die sich für Gottes Lieblinge halten, allein weil sie zur Kultur und Religion der Nachkommen Abrahams gehören. Wir haben gehört, mit welch harschen Worten Johannes der Täufer sie als Heuchler enttarnt, die mit dem Kommen des Reiches Gottes nichts zu tun haben.

Allein auf die Früchte kommt es an, ruft Johannes: Früchte, die eure Umkehr zeigen: hin zu dem, in dem sich die adventlichen Verheißungen erfüllen; hin zu dem, der die gelebte Solidarität zum Maß aller Dinge macht: Alles, was ihr den geringsten meiner Schwestern und Brüder getan – oder nicht getan – habt, all das habt ihr mir getan – oder nicht getan.

Wir können nicht aus eigener Kraft die Welt retten. Aber es liegt an uns, ob wir Gottes Hoffnungslicht für die im Dunkeln durch uns hindurchscheinen lassen oder ob wir – nach beiden Seiten – die Schotten dicht machen!